



Eigensinnige Protagonistin des Romans ist die 33-jährige Emma. Wohnhaft in London versucht die junge Schriftstellerin, Antworten auf die Fragen rund um das plötzliche und rätselhafte Verschwinden ihrer Partnerin Alyona zu finden und den Tod der Mutter zu verarbeiten, kurz: sich mit der Vergänglichkeit auseinanderzusetzen. Sie fragt sich: Erinnern wir, indem wir erzählen? Erzählen wir, weil nur dann die Dinge Bestand haben?

Emmas moderne Heldinnenreise führt sie von London, wo sie sich seltsam fremd fühlt, nach Los Angeles und von dort weiter nach Prag, der Heimatstadt ihrer Eltern. Sie geht zwei neue Beziehungen ein, mit Anne und mit John. Und zweifelt immer wieder: Darf ich über die Menschen schreiben, die ich liebe?

Während Emmas Suche schmelzen die Gletscher und die Waldbrände in Kalifornien werden stärker. Sie kämpft sich durch diese Widerstände, um der ziellos gewordenen Liebe zu Alyona zu entkommen und eine neue zu finden. Ihr erster Roman zeigt Emma Kausc als originelle und reflektierte Erzählerin.

EMMA KAUSC
HANDLUNGSSTÖRUNG

Aus dem Tschechischen von Martina Lisa

zeitkind

Autorin und Verlag danken für die Unterstützung
durch das Kulturministerium der Tschechischen Republik.



Ministry of Culture
of the Czech Republic

Titel des tschechischen Originals:

Narušení děje

© 2024, Host und Emma Kausc

1. Auflage 2026

978-3-907724-08-8

©2026 zeitkind Verlag, Meilen

Alle Rechte vorbehalten

Cover, Gestaltung und Satz: imholzdesign, Meilen

Coverbild: Host, iStock.com / Carlo Prearo

Lektorat: Patrick Schär, Torat

Druck und Bindung: BALTO Print



zeitkind Verlag GmbH

Burgstrasse 86, 8706 Meilen, CH

info@zeitkind-verlag.ch

zeitkind-verlag.ch

Produktsicherheit:

GVA Gemeinsame Verlagsauslieferung Göttingen GmbH & Co. KG

Anna-Vandenhoeck-Ring 36

37081 Göttingen. D

info@gva-verlage.de

Für Alyona und John

*Existiert das Aleph im Inneren eines Steins? Habe ich es
gesehen, als ich alle Dinge sah, und habe ich es vergessen?
Unser Geist ist dem Vergessen gegenüber porös; ich selbst
verfälsche und verliere doch infolge der tragischen
Erosion der Jahre die Gesichtszüge von Beatriz.*

Jorge Luis Borges

*I know what I want is impossible. If I can make
my language flat enough, exact enough, if I can rinse each
sentence clean enough, like washing a stone over and over
again in river water, if I can find the right perch or
crevice from which to record everything, if I can
give myself enough white space, maybe I could do it.
I could tell you this story while walking out of this story.
I could – it all could – just disappear.*

Maggie Nelson

*Man musste mich erst wieder an das Mysterium,
an das Heilige, an die Endlichkeit des Menschen,
an die Unmöglichkeit zu lieben erinnern, damit ich
eines Tages zu meinen Naturgöttern mit weniger
Hochmut zurückkehren konnte.*

Albert Camus

Prolog
Siebzigerjahre

Der Maulwurf von Hackney

William »Mole Man« Lyttle stand am Anfang seiner eigenen Geschichte des unterirdischen Londons. Der Weinkeller, den er unter seinem Haus ausbauen wollte, war in den letzten Wochen auf die Größe eines Atombunkers angewachsen.

»Unter der Erde bewegt sich was, da stimmt was nicht«, munkelten, hinter ihren Fenstern versteckt, die Menschen aus der Mortimer Road. Es war höchst unwahrscheinlich, dass ihr Verhalten diese merkwürdigen Vorkommnisse würde beeinflussen können, dennoch wollten die Nachbarn kein Öl ins Feuer gießen und verhielten sich, ob auf der Straße oder unter vier Augen, allesamt lieber vorsichtig. Mit der Zeit gewöhnten sie sich an die seltsamen Ereignisse. Die Teller klirrten, die Bücher fielen herunter, der Boden bebte. Für die Anwohner der Mortimer Road nichts Ungewöhnliches. Unangenehme Gefühle kamen erst dann hoch, wenn die Menschen in diesem östlichen Teil von London die geheimnisvollen Bewegungen mit William in Verbindung brachten. Ohne seine Person war alles nur eine Kombination aus Harmlosigkeit und Zufall. Etwas, das ohne jegliches Zutun einfach so passierte. Erst in Verbindung mit ihm wurde es plötzlich unheimlich, jedes neue Beben im Haus wurde in ganz Hackney als Beweis bevorstehender finsterer Zukunft gedeutet, der Lyttle unter der Erdoberfläche womöglich bereits auf der Spur war. Vor den Folgen hatten die Menschen keine Angst, die sollten ja erst einige Jahrzehnte später sichtbar werden; auch vor Lyttles angeblicher Psychose, dem Antrieb seines Handelns, fürchteten sie sich nicht. Nein, für die Menschen im Viertel war der Maulwurf unter dem Deckmantel seiner Diagnose, die sie morgens in der Schlange murmelnd erstellten, während sie ein paar

bedeutungsvolle Blicke in Richtung seines Hauses warfen, ganz nackt. Er blieb für sie so lange machtlos, bis ihre Neugier sich hineinbiss. Die nagte zwar Fragen an, doch die Antworten ließ sie links liegen. Warum gräbt er unter seinem eigenen Haus? Steckt hinter seinem Handeln vielleicht eine natürliche, für das menschliche Auge unsichtbare Ordnung? Ergibt sein durch den Wahn angetriebenes Werk nach seiner Vollendung womöglich sogar Sinn? Die Anwohner von Hackney, die Lyttles Exzentrizität aus Versehen ein *Werk* nannten, waren dem Maulwurf zum Greifen nah.

Die Tunnel unter seinem Haus verzweigten sich in verschiedene Richtungen. Wenn William einmal mit dem Graben begonnen hatte, musste er es auch zu Ende bringen. Stieß er auf eine Barriere, wartete er geduldig, und wenn nichts weiter geschah, setzte er die Arbeit an einer anderen Stelle fort. Es machte ihn nervös, wenn er seine Hürde nicht zu greifen bekam, nicht begreifen konnte, was genau ihn daran hinderte, in der einzig richtigen Richtung weiterzugraben. Er schloss die Augen, versuchte, sich die Umrisse des jeweiligen Gegenstands vorzustellen und wenn möglich auch, wie dieser unter die Erde gekommen war. Sein Tun verlieh ihm das Gefühl, seinem unterirdischen Geheimnis auf Augenhöhe zu begegnen. Je verzweigter die Gänge seines Labyrinths wurden, umso mehr entfernte sich das Werk von seinen Anfängen. Mit den Jahren ähnelten die Tunnel ganzen Städten, sie schlängelten, verengten sich. Verwinkelte Gänge führten in Sackgassen. Die allgegenwärtige Stille war für William wesentlich; er musste in der Lage sein, fremde Geräusche möglichst genau zu erkennen. Er teilte sie ein nach Dringlichkeit und dem Grad möglicher Gefahr.

»Ich bin unter euch, aber niemand ist unter mir«, erklärte er sein Bedürfnis, die Welt, die zu seinen Ohren drang, zu

kartieren. Das Heranrücken zum Erdkern hatte aber noch eine weitere, heiklere Folge. Von Williams Trenchcoat, in der Taille nachlässig mit einem Knoten gebunden, schälten sich unter der Erde die Schichten der oben entstandenen Geschichten ab.

Wenn Humphrey Bogart zu Ingrid Bergman sagt, es bleibe ihnen immer noch Paris, schafft er damit einen fest in der Zeit verankerten Ort. Die Geschichte kann unter die dicht verschlossene Erinnerung nicht eindringen, durch Frankreichs Hauptstadt fließt weiterhin unbeschwert die Seine. In *Casablanca* schützt Bogart vor dem Regen ein wetterfester Mantel: In den folgenden Jahrzehnten holt die Hollywood-Romantik dieses Kleidungsstück aus den Schützengräben und erklärt es zum Statussymbol. Im Film noir kündigt das Wetter ein unheilvolles Ereignis an, auch deswegen muss ein im Schatten agierender Detektiv einen Trenchcoat tragen.

Der schleimige Gangster und der geschwätzige Journalist bleiben am Tageslicht, unten in den Tunnelgängen gehörte jedoch die Identität des Mantels Lyttle allein. Diese Anonymität passte ihm gut; und war er sich in seinem vorherigen Leben ein Weltfremdling gewesen, hatte er hier seine Fremdheit wirklich verinnerlicht. Nach oben kehrte er selten zurück; den Weg zu den anderen nahm er nur dann auf sich, wenn er keine Bücher mehr bei sich trug.

»Wir verstehen unser Leben nicht mehr als eine Geschichte.«

Als der Satz zum ersten Mal fiel, erschauerte die Erde etwas mehr als sonst. In einigen Küchen flogen Teller zu Boden, wanderten Tische im Raum. William kannte den Ursprung dieses Satzes nicht: War er vielleicht auf einen Überrest des irdischen Lebens gestoßen? Aber er schloss auch die Möglichkeit

nicht aus, die Behauptung sei mit der Zeit von selbst entstanden. Nachdem sie einmal in seinem Kopf war, konnte er sie nicht mehr verdrängen. Der Satz suchte sich seinen eigenen Weg. Am Ende der langen Tage unter der Erde ertappte sich Lyttle dabei, wie er sich mit dem Satz schlafen legte. Er hielt ihn im Halbschlaf fest. *Wir verstehen unser Leben nicht mehr als eine Geschichte.*

An diesem Tag, als er ans Ende des Tunnels *Die Schatzinsel* legte, befand er sich zehn Meter unter seinem Wohnzimmer. Durch die Temperatur und die Feuchtigkeit waren die ersten Buchseiten bereits wellig geworden. Mit einer Taschenlampe in der Hand beschrieb er einen regelmäßigen Kreis und stellte fest, dass es Zeit war, aus der eigenen Geschichte des unterirdischen Londons zurückzukehren; alle Bücher waren an ihrem Ort.

Um sich in London ans Steuer eines Black Cabs setzen zu dürfen, muss man sich die Anatomie der Hauptstadt buchstäblich in den eigenen Kopf einzeichnen. Der Weg zur Lizenz führt nur über »The Knowledge«, eine kaum zu bestehende Prüfung, für die man mehr als fünfundzwanzigtausend Straßennamen büffeln muss. Der richtige Weg ist selbstverständlich immer der schnellste. Das steht bei der Prüfung außer Debatte. Ein durchschnittlicher Mensch lernt London in zwei bis vier Jahren kennen, Lyttle hätte vermutlich knapp die Hälfte der Zeit gebraucht. Unter der Erde kannte er jede Ecke, jeden Schlupfwinkel. Der Maulwurf verschwand langsam von der Erdoberfläche, wurde mehr und mehr zum Teil seiner eigenen Geschichte des unterirdischen Londons.

Mit der Mühe eines Menschen, der nur unter der Erde leben kann, steigt er eines Vormittags im späten Mai hinauf in den länglichen Raum im ersten Stock. Eigentlich sollte es bei der Größe eines Weinkellers bleiben, doch es kam anders. So

erklärte er zumindest dem misstrauischen Nachbarn aus der Nummer 120 sein Graben, später wird darüber in genau diesem Wortlaut im ganzen Viertel getuschelt. Jede nur etwas lautere Erwähnung könnte ja bis zu William durchdringen, und wer weiß, was danach unter den eigenen Füßen noch so passieren könnte. Den Schalter hat er schon vor Monaten wütend in zwei Teile zerhackt – das Licht störte. Nun bahnt er sich mit äußerster Vorsicht den Weg zwischen den gestapelten Haushaltsgeräten. Die Architektur des Verfalls zieht sich durchs gesamte Haus; aus den entwohnten Räumen wird nach und nach ein schützendes Gehäuse für das Tier unter der Erdoberfläche.

»Wir verstehen unser Leben nicht mehr als eine Geschichte«, murmelt Lyttle zustimmend, während er versucht, ins Schlafzimmer im zweiten Stock zu gelangen. Er nickt, lächelt; an dem gerade Gesagten gibt es keinen Zweifel. Es ist das erste Mal, dass er den Satz mit ins Haus nimmt, das erste Mal, dass er ihn laut ausspricht. Solange er über ihn unter der Erde nachdachte, ihn auf der Zunge hin und her wälzte, schien er keine bestimmte Form zu haben. Doch hier oben bekommt er auf einmal einen klaren Anfang und ein Ende, füllt den ganzen Raum, durchdringt das gesamte Gebäude. Plötzlich erschüttert das Haus ein starkes, donnerndes Beben. William hält sich mit einer Hand am Scharnier fest, mit der anderen tastet er sich mühsam zum Türrahmen.

Die Welle setzt an einem unbestimmten Punkt an und zieht sich über lange Sekunden. Die Anwohner von Hackney überwinden ihre so oft heruntergeschluckte Angst und lehnen sich massenhaft aus den Fenstern; als würde das ganze Viertel sich von der Erde ablösen, von einem Bein aufs andere treten. Kinder brüllen beim Anblick des schlecht maskierten Entsetzens ihrer Eltern. Ein paar Augenblicke später ist alles wieder vorbei.

William »Mole Man« Lyttle überkommt Panik. Die Unterwelt hat sich in Bewegung gesetzt, so wie er es sich erträumt hatte! Aus der linken Tasche zieht er einen kleinen feingliedrigen Kamm, glättet mit kurzen Bewegungen seinen Schnurrbart und steckt sich in einem langen Bogen das Haar hinter das Ohr. Das legt er dann vorsichtig an die Wand.

In den späten Siebzigerjahren erschüttert Großbritannien noch ein anderes Beben. Das in Hackney sollte nicht das letzte geblieben sein. Jeremy Thorpe, damaliger Vorsitzender der Liberal Party, steht gerade auf dem Höhepunkt seiner Karriere. An diesem schicksalhaften Abend wird er zusammen mit drei mutmaßlichen Komplizen eines Mordkomplotts beschuldigt. Danach hören sich die Geschworenen dreißig Tage lang die Beweise der Anklage an, die Thorpe und seine Komplizen hinter dem versuchten Mord an Norman Scott vermutet. Anstelle von Scott, einem ehemaligen Model und – wie sich später herausstellen wird – Thorpes Liebhaber, kam dabei nur Thorpes deutsche Dogge Rinka zu Schaden. Ganz vorne unter den Beobachtern dieses eifrig verfolgten Skandalprozesses steht auch Auberon Waugh. In seinem Buch *The Last Word* bringt der englische Journalist einen Augenzeugenbericht über dieses Ereignis, das später wegen seiner Größe und Bedeutung als ein Jahrhundertprozess in die Geschichte eingehen wird. Seine Notiz, datiert auf den 28. Februar 1982, macht aus Jeremy Thorpes gesamtem Leben einen Satz aus sechs Wörtern.

Jeremy, Jeremy, bang, bang, woof, woof.

Sein Leben verstand niemand mehr als eine Geschichte.

Kapitel 1

Juni 2015

I. Der Nullmeridian

Wir sprechen von einem Fremden, wenn wir mit dieser Person keine gemeinsame Geschichte teilen. Schon der erste Kontakt ist von Unsicherheit gezeichnet, verbunden mit einer Art Verdacht, dessen Spuren sich bis in die früheste Kindheit nachverfolgen lassen. »Sei brav, sonst gebe ich dich weg, an Fremde!«, ermahnen manche Eltern ihre ungezogenen Kinder, ermahnt mich meine Mutter Zuzana und verleiht dem Wort die Identität des Unbekannten. Weit weg von der Wärme der menschlichen Glieder, an die sich der Nachwuchs schmiegen könnte. Mit fremden Menschen spricht man nicht, aber die Stille entsteht auch dann, wenn wir beginnen, in einer anderen Sprache zu sprechen. Wenn wir in der Sprache Fremde sind.

Was die Ausreise betrifft, war für meine Eltern alles geklärt, ich nahm es allerdings nur verschwommen wahr. Wenn Zuzana vom Grenzübertritt erzählte, änderte sich jedes Mal der Ton ihrer Stimme, die Stimme selbst; sie schaute auf die Vergangenheit mit dem gegenwärtigen Blick und legte dabei ihre verschränkten Arme auf die Brust. Es war zwar sie, die den genauen Zeitpunkt der Ausreise ausgesucht hatte, doch je mehr Zeit seit der Emigration vergangen war, desto mehr schien es, als würde sie irgendwo mitten im Prozess verharren. *In London hielt sie es nur an den Orten aus, über die sie auf Tschechisch gelesen oder die sie mit einer nabestehenden Person erkundet hatte.* Das tschechische Auge, so erzählte es mir Zuzana einige Male, drehte sich schneller als das London Eye, das die Last einer anderen Sprache verlangsamte; die im Königlichen Observatorium von Greenwich gemessene Zeit unterlag für sie anderen Regeln als die *Greenwich Mean Time Zone* – die englische Bezeichnung. Ums Englische tappte sie sehr vorsichtig herum,

geschürt von der Angst, den Wörtern näher zu kommen. Die neu entstandenen Beziehungen bewegten sich auf dem wackligen Fundament ihres begrenzten Wortschatzes, mit dem sie nur sehr unbeholfen umgehen konnte. Von anderen Menschen hier trennten Zuzana zudem die bereits verlebten Jahre, die einem den nötigen Anker geben. Sie lebte weit weg, und sie lebte allein.

An einem Sonntag im Sommer, an dem der Internationale Tag der Verschwundenen begangen wird, beginne ich mit den Umzugsvorbereitungen. Das Einfamilienhaus in Borough entledigt sich nach und nach der Schichten einer großen Geschichte, unserer Geschichte, und hinterlässt leere Wände mit dunklen Umrissen von Gegenständen, die dort jahrelang ihren Platz hatten. Vorsichtig lege ich Zuzanas Sachen auf den Boden einer Kiste und finde einen Namen für das, was jahrelang unbenannt blieb; was sich niemand zu benennen traute. Unsere Beziehung. Als ich den Nachttisch aufmache, ertaste ich ein kleines Glasröhrchen. Erst als ich es fest umklammert ein paar Zentimeter vor das Gesicht halte, ergeben die Buchstaben plötzlich wieder Sinn. In dem durchsichtigen Gefäß liegt eine dünne Schicht sandig verfärbten Staubs. Früher waren es einmal Gallensteine.

Ich halte mit beiden Armen meinen Rumpf umschlungen, der Schmerz pulsiert in alle Richtungen, ich vergesse den Kopf, die Glieder. Das Narrativ unserer Leben bauen wir im Bezug zur Zeit: wie lange ein Ereignis dauert, wann etwas beginnt, wann es zu Ende geht. Der lähmende Schmerz mit Epizentren in der ganzen Bauchgegend unterwirft das Narrativ dem eigenen Puls, lässt sich nicht aufhalten, findet langsam den Weg in den restlichen Körper. Zuzana sitzt ein paar Meter von mir

entfernt, starrt mich mit aufgerissenen Augen an, traut sich nicht näher an das Zentrum des Schmerzes heran. Als wäre der Schmerz ansteckend und könnte jederzeit auch ihre Eingeweide angreifen.

»Weißt du, als du noch klein warst – also ganz, ganz klein bei mir im Bauch –, da habe ich oft die Entfernung zwischen dir und jeder erdenklichen Katastrophe abgemessen.« Sie schluckt und fährt fort: »Jedes Mal, wenn sich etwas angebahnt hat, wenn die Menschen ringsum geschrien haben oder du etwas einfach nicht sehen solltest, habe ich dich hinter meiner Umarmung versteckt und so lange im Kopf gezählt, bis die Angst abgeklungen ist. Aber als du dann draußen warst, wusste ich auf einmal nicht, wohin mit den Armen.« Sie setzt sich näher zu mir, streckt ihren Arm nach mir aus.

In einem afrikanischen Sprichwort heißt es, *es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen. Aber wenn die Menschen das Kind nicht trösten können, nicht in die eigenen Reihen aufnehmen, wird es später das Dorf niederbrennen. Es muss eben die menschliche Wärme spüren.* Sie holt Luft für den nächsten Satz, dann geht die Wohnzimmertür auf; Vater und die Rettungssanitäter kommen hinein. Er gestikuliert wild und zeigt in Richtung der Katastrophe, sie bilden einen Kreis um mich, den Ältestenrat. Dieser entscheidet nun über das Schicksal eines kleinen Menschen, verantwortlich für das Feuerunglück im Dorf. Sie bringen mich in ein Prager Krankenhaus, ich atme stockend und drücke die Hand einer Frau mit hochgekämmten schwarzen Haaren. Während der ganzen Fahrt fällt fast kein Wort. In all dem Gewirr und Gedränge lässt Vater die Papiere zu Hause liegen und kommt erst später nach. Mutter sitzt zu Hause und zählt. Je älter sie ist, desto weiter weg will sie von allen Katastrophen sein.

Die Ärztin, die mich während der Isolation routinemäßig aufsucht, betrachtet meine gelbliche Lederhaut, dabei redet sie unsicher mit sich selbst. Sie artikuliert sehr vorsichtig, spannt dabei bedeutungsschwanger ihre Gesichtsmuskeln an, als sollte ich die Diagnose aus ihrer Mimik ablesen. Mit einer ungeduldigen Geste gibt sie der Schwester, die hinter ihr steht, ein Zeichen, sie solle näher kommen, sie selbst verlässt den Raum. Die junge Frau macht nach der Aufforderung der Ärztin ein paar unsichere Schritte in meine Richtung, zum Epizentrum des Schmerzes. Mit der rechten Hand hält sie ihr linkes Handgelenk wie eine versteinerte Drohung fest. *Sie hat Angst*, schießt es mir durch den Kopf. Meinen Körper durchfahren Flammen angesammelter Galle. Die lodernde Hitze leckt an meinen Eingeweiden. Die Schwester wollte die entzündlichen Dämpfe wohl aus sicherer Entfernung von der Tür aus betrachten, so weit weg von mir wie möglich.

»Ich spreche nie mit Patienten, weiß nicht wie, meistens betäube ich sie«, erklärt sie entschuldigend mit einer Stimme, die man als freundlich bezeichnen könnte, die sich von der entpersonalisierten Stimmung des Krankenhauses klar absetzt. Die Brände lassen meinen Körper kurz verschnaufen, ihre Worte beruhigen mich. »Meistens reden wir über Gott und die Welt, meine Aufgabe ist es, sie zu zerstreuen.«

Wieder umfasse ich meinen Rumpf, rolle mich zusammen, um möglichst wenig Platz einzunehmen. Je weniger Platz ich einnehme, desto weniger wird es schmerzen. Davon bin ich überzeugt. Der Schmerz zieht die Knie an die Brust, genauso wie ich.

»Ich habe Angst, dass ich vor ihr sterbe.« Ich sage es mit gesenkter Stimme, damit mich die Schwester nicht versteht. Der stille Gedanke hat keine Möglichkeit, den Lauf der

Dinge zu verändern. Deswegen muss man ihm Worte verleihen, sicherstellen, dass der Wunsch den Körper auch verlässt. Die Schwester besänftigt mich, als hätte sie meine Worte tatsächlich gehört, flüsternd streichelt sie meinen Kopf: »Dein Körper wird es schon schaffen, meine Kleine.« Und fährt gleich in ihrem normalen Ton, in dem sie täglich ihren Dienst verrichtet, fort. »Du bist voller Bakterien, von denen gibt es viel mehr als von den Zellen. Jeden Tag durchlaufen deinen Körper auch noch Milliarden von Viren, das ist eine enorme Belastung. Es gibt Krankheiten, die trägt man die ganze Zeit in sich, sie erwachen aber erst dann zum Leben, wenn sie ein Signal bekommen, dass das Immunsystem geschwächt ist. Trotzdem können wir Jahre durchhalten«, bringt sie siegesbewusst ihre Ausführungen zu Ende. Ich stelle mir das unendliche Bakteriengewimmel vor, das Böse, das Mutters Körper zu Boden zieht. Es gibt also doch eine Chance, dass ich die Kontrolle über unsere Geschichte übernehmen kann.

Nach der Gallen-OP verbringe ich unwahrscheinlich viel Zeit auf der Intensivstation. Eines Tages werde ich entlassen, und sie drücken mir das Glasröhrchen mit den Gallensteinen in die Hand. Kleine Katastrophen mit großem Potenzial. Vorsichtig halte ich das Röhrchen und bemesse die Entfernung zwischen uns. Zuzana wird es als Erinnerung behalten.

Im Haus gab es kein einziges Foto von uns beiden. Neben den Milchzähnen, die Mutter sehr gründlich in einem Kästchen vor der Welt versteckt hielt, fand ich jede Menge Schmuck. Eingewickelt in eine zerknitterte Serviette zwischen den Nachthemden, in einer Tasse hinter dem Schminktisch. Seit ihrer Krankheit überzog alles eine dichte Staubschicht. Bis zum letzten Moment hoffte sie auf ein normales Wunder.

Wollte zurück nach Borough und von dort mit den Resten ihres Lebens nach Prag fliehen. Vor allem wünschte sich Zuzana das Vorwende-Europa und ihr längst zerrüttetes Leben zurück. Als ich die gepackten Kisten beschrifte, überfällt mich eine Beklemmung. Das Rascheln von aufeinandergestapeltem Karton erzeugt in der Küche einen unbeholfenen Hall.

Eltern benennen für ihre Kinder immer das, wofür den Kleinen noch Worte fehlen; mittels der Sprache geben sie ihrer Welt eine Form. Zuzana hat *diesem Gefühl* seinen Namen gegeben. So nannten wir die Einsamkeit, gepaart mit der Angst, bald zu verschwinden. Als kleines Kind habe ich es zuerst an ihr beobachtet, um es im Laufe der weiteren Jahrzehnte selbst immer mehr zu verinnerlichen; es beeinflusste mich wie keine andere ihrer Eigenschaften oder Charakterzüge. Von ihr habe ich mir das Unheilverkündende des Körpers abgesehen. Und noch etwas fällt mir ein.

Wenn sich Erinnerungen zu Wort melden, sprechen sie eine besondere Sprache. Die Traumata werden kodiert in gesättigte Bilder und giftige Gefühle. Ich knie auf der U-Bahnbank, wir fahren durch Earl's Court, durch mein Blickfeld verlaufen Elektrokabel. Zuzana zerrt grob an meinem Arm; ich solle mich mit dem Gesicht zur Welt drehen. »Benimm dich, meine Güte, ich will mich hier nicht für dich schämen.« Sie erhebt rasant die Stimme. Ich schiebe die Hände unter meine Schenkel, und erst als ich sie nicht mehr spüre, das pulsierende Blut in den Handflächen nicht mehr spüre, fällt das Bedürfnis von mir ab, mich zu verteidigen. Später sagt sie mir, ihr schaudere es davor, wie selbstverständlich und selbstbezogen ich meine Umgebung ignorieren könne: »Du drehst einfach allen und allem den Rücken zu.«

Meine Mutter hat mich jahrelang mit Schweigen bestraft,

so bin ich als kleines Kind unverhofft an einsamen Peripherien gestrandet. Während der stundenlangen Stille habe ich mir kleine Kratzer zugefügt, die nach Aufmerksamkeit schrien. Vor nichts hatte ich solche Angst wie vor den Momenten, in denen ich für sie plötzlich nicht mehr existierte.

»Bin hingefallen, tut ganz schön weh!«, sage ich nach Atem ringend und versuche dabei, Zuzana zu besänftigen.

»Dein Problem, wenn du so blöd bist«, fällt sie mir erzürnt ins Wort und erstickt meinen verzweifelten Versuch, Nähe herzustellen. Sitzt weiterhin mit dem Rücken zu mir. Eine Weile passiert nichts, dann schnappt sie mich und zerrt mich vor die Tür, sie hält mich komplett umklammert, damit ich mich nicht wehren kann. Schließt die Tür hinter sich und verharrt wochenlang im Schweigen.

Kinder sehen alles und zeigen oft ziemlich große Opferbereitschaft, um zu beweisen, dass es eben nicht so ist, wie es tatsächlich ist. Sie wollen uns Erwachsene vor allem schützen, was wir hinter der Grenze ihrer Wehrlosigkeit tun. Kinder schweigen, damit es allen gut geht. Zuzanas andauerndes Schweigen zielte darauf ab, dass ich, sollte ich mich im Erwachsenenalter ihrem Verhalten widersetzen wollen, keinen festen Boden unter den Füßen haben würde. »Da warst du noch klein, daran kannst du dich doch gar nicht erinnern, erzähl keine Märchen. Wer lügt, der stiehlt, der hängt im Nu. Wer lügt, der stiehlt, fügt Leid sich zu«, rezitierte mir Mutter aus Nezvals *Manon Lescaut*, ohne sich dessen bewusst zu sein, woher sie ihre Worte nahm. Wenn ich jetzt versuche, die Vergangenheit in Worte zu fassen, dann aus einem einzigen Grund. Ich habe uns überlebt.

Ein paar Wochen nach meinem fünfzehnten Geburtstag fließt plötzlich eine dichtscharze Flüssigkeit aus dem Wasserhahn im ersten Stock. Der Klempner sagt beim Anblick der

Farbe ganz unaufgeregt: »Kommt vermutlich von den Ablagerungen im Kessel und in den Rohren.« Er lässt eine große Menge Wasser abfließen, wartet auf einen klaren Strahl. Doch das Waschbecken füllt sich nur mit Dunkel. Er fragt, ob das mit dem Wasser auf einmal passiert sei, läuft ums Waschbecken herum, den Kopf zur Seite geneigt.

»Wir haben vor Kurzem den alten Boiler gegen einen Kombiboiler getauscht, kaltes Wasser fließt nach wie vor ohne Probleme, nur die Wärme, die ist so schrecklich schwarz«, höre ich aus der Ferne meine Mutter.

Meiner vorzeitig eingeleiteten Geburt gingen Monate voller Schmerzen und Angst voraus, dass sie mich in ihrem Körper nicht lange genug würde halten können. Statt von den allgegenwärtigen Tritten wurde ihre Risikoschwangerschaft von gelegentlicher, unnatürlicher und unheimlicher Stille begleitet; erst nach dem Kaiserschnitt stellte sich heraus, dass ich fünf vor zwölf auf die Welt gekommen war. Jetzt habe ich Angst, mich durch die Flüssigkeit im Haus zu vergiften, Angst, dass in einem unbewachten Moment noch mehr von meiner Mutter in die Wasserzirkulation eingedrungen ist. Die heiße, stinkende Flüssigkeit ähnelt dem brodelnden Blut. In Mutters Nähe hat mein Blut ziemlich oft gekocht.

»Bevor du auf die Welt gekommen bist, warst du in meiner Gebärmutter zusammen mit meiner Mutter und der Mutter ihrer Mutter, zusammen mit dem verdorbenen Wasser seid ihr durch meine Venen zirkuliert.« Zuzana erschauert, als würde sich ihr Körper in dem Moment an die Macht des verdorbenen Wassers erinnern. Ihre Augen füllen sich mit fragilem Glas.

Das Trauma wanderte durch unser Haus wie ein Echo, störte den Schlaf, verhinderte einen natürlichen Atemfluss, genauso wie das getrübte Fruchtwasser, in dem ich gelebt habe und

gewachsen bin. Ein paar Tage nachdem die zweiundachtzigjährige Zuzana an den Folgen des Blutkrebses stirbt, kehren ihre unnachgiebigen Vergewisserungen zu mir zurück.

Ich habe die Entfernung zwischen dir und jeder erdenklichen Katastrophe abgemessen, halt in mir nach während der Kremation. Vor der Vorstellung, zu Asche verbrannt zu werden, hat sich Mutter immer geграust, wie kaum etwas anderes war dies für sie die Bestätigung der Auflösung. »Wenn man ein Grab hat mit den Knochen drin, kann man doch nicht ganz verschwinden«, sagte sie immer. Die Einäscherung war für Zuzana der Beweis für die postmortale Bedrohung durch dieses Gefühl. Ich habe ihren letzten Willen verletzt, den Zyklus unterbrochen; wenn Mutter keine Spur hinterlässt, wird es nicht mehr notwendig sein, ständig die Entfernung zwischen mir und der Frau zu bemessen, die in vielerlei Hinsicht einer Katastrophe ähnelte.

In der Küche blieb oft ihr Inhalator liegen. In der Kindheit habe ich das Gerät immer wieder vorsichtig ans Gesicht gelegt, so wie sie; mich interessierte das Leben mit größeren Mengen Luft. Eines Tages las ich dann in der Zeitung, dass Medikamente gegen Asthma die Knochen auflösen, seitdem bekam ich immer Angst, wenn Zuzana vergeblich nach Luft schnappte. *Vielleicht hat es bereits begonnen, sie löst sich auf, dachte ich.*

Der Nullmeridian, der die Zeit verkörpert und durch das Königliche Observatorium von Greenwich verläuft, teilt die Welt in Ost und West. Und genau deswegen enden manche Geschichten in der Mitte. Jeden ersten Samstag im Monat standen Zuzana und ich zur Erinnerung an ihren ersten Tag in der Stadt auf der mit Eisen gesäumten Linie und achteten darauf, nicht auf die eine oder andere Halbkugel auszuschlagen.

»Ich gehe ganz verloren«, sagte sie einmal klagend und

schaute in Richtung Docklands. »Wenn wir hier so zusammenstehen, klaue ich mir wenigstens ein bisschen was zurück.« Mutter legte noch eine Portion Trauer obendrauf. Vor ihrem Tod erzählte sie mir von der Grenzöffnung, von Menschen, die ich nie kennengelernt hatte. Die gab es für mich nicht einmal als schwach aufflackernde Namen. Sie stand wieder einmal mit den Füßen auf dem Meridian, störte die Verbindung zwischen Casablanca und Hanoi.

II. Mythologisierung

New York ist auf Katastrophen gebaut, manche davon größer als andere. Als 1888 zwei Kaltfronten, die eine vom Golf von Mexiko und die andere von den Great Lakes, über der Stadt aufeinandertreffen, erwachen die Menschen im größten Schneesturm der Geschichte. Die elektrische Versorgung bricht zusammen, auf den Straßen flattern zerrissene Leitungen. Die *New York Times* erkennt damals die Notwendigkeit, die immer massiver werdende Industrialisierung unter die Erde zu leiten. Damit beginnt die Geschichte der New Yorker U-Bahn.

London ist auf privaten Katastrophen gebaut. Im 19. Jahrhundert bricht im britischen Parlament ein Brand aus; verursacht durch den nachlässigen Umgang mit *tally sticks*, Kerbhölzern, auf die man in England vor nicht allzu langer Zeit noch Steuerquittungen notiert hatte. Von den Öfen unterhalb des House of Lords verbreitet sich das Feuer über das ganze Gebäude; zuerst leckt es nur an den Wänden, doch während der Nacht hat es fast schon das ganze Haus verschluckt. Zwei Jahrhunderte später brennt das Gebäude erneut.

Darüber denke ich nach, während ich mich mit all den Kisten, die ich immer wieder abstellen muss, Richtung Brick Lane durchkämpfe. Eine bequeme Position zu finden, ist nicht gerade einfach. Irgendwo am Monument des Großen Brandes verirrt sich mein Blick zur St. Paul's Cathedral. Nach all den Jahren wundert mich immer noch die Ungastlichkeit dieser Szenerie. Oben menschenleere Betongebäude, darunter die Themse mit angeschwemmtem Müll. London greift unsere Geruchszellen dauernd an. Der vom finsternen Wasser herausgewürgte Dreck verströmt einen üblen Gestank, der sich im ganzen Körper verbreitet und jeden, der den Fluss betrachten

will, dazu zwingt, den Blick schnell wieder abzuwenden. Ähnlich verhält es sich mit dem Müll, der sich in großen Säcken auf den Straßen stapelt und den Weg durch den süßlichen Zersetzungsgestank säumt. Es kommt natürlich auf die jeweilige Nachbarschaft an, aber in vielen Vierteln gibt es schlicht und einfach keinen Ort dafür. Den Müll vor die Tür zu stellen, ist die sicherste Variante, um den Gestank aus dem Inneren zu vertreiben. Im Laufe des Nachmittags verkaufe ich nach und nach alle Sachen aus den Kisten, jetzt haben sie mit mir, mit meinem Körper nichts mehr gemein.

Auf dem Rückweg zu unserem leeren Haus in Borough mache ich einen Zwischenstopp beim Parlament, betrachte das Gerüst am Gebäude, das vor einigen Jahren wieder aufgelodert ist. Trotz der kümmerlichen Konstruktion wirkt das Gerüst beruhigend, zeigt der Welt, dass man sich um die Folgen der Katastrophen kümmert. In London hielt sie es nur an den Orten aus, über die sie auf Tschechisch gelesen oder die sie mit einer nahestehenden Person erkundet hatte. Als Zuzana von ihrer Diagnose erfährt, akute myeloische Leukämie, ist es für jede Behandlung längst zu spät. Manchmal frage ich mich, woher das Bedürfnis kommt, selbst Situationen bar jeder Hoffnung zu benennen. Die Endpunkte haben für den Namen keinen Gebrauch mehr, oder doch?

»Hauptsache, nicht krank werden oder sich verletzen«, sagte Mutter in meiner Kindheit immer wieder; gab mir so eine Anleitung zur Unsterblichkeit. Die Vergangenheit stellte dem gegenwärtigen Moment dann den Fuß, als ihrem auf den ersten Blick gesunden Körper nicht mehr viel Zeit übrig blieb. Wie lautet die Antwort auf ein Leben, in dem niemand krank wird, niemand sich verletzt? Und das trotzdem zu einer eigenen Version eines grausamen Endes findet?

Am Tag des Brandes durchwandern Zuzana und ich die gemeinsame Vergangenheit, ihr London. »Du bist das Beste in meinem Leben, weißt du das?«, sagt sie, während wir unweit der Jubilee Gardens herumstehen, Westminster den Rücken zugewandt. Die Worte spricht sie vorsichtig aus, als wüsste sie nicht, wie weiter. »Du kannst dir nicht mal vorstellen, wie schwer das ist, sich die eigene Menschlichkeit an einem Ort zu bewahren, wo du fremd bist, wo dich niemand versteht.« Wir reden wie zwei Erwachsene miteinander, trotzdem hallt hinter jedem Wort meiner Mutter ein Vorwurf nach, wie in meiner Kindheit. Mutter wollte eigentlich nie Kinder haben; vielleicht deswegen dieses verdammte Schweigen in der Zeit, als ich Kind war. Zusammen mit ihrer Freundin Jana wollte sie in die Staaten auswandern, sie hatten lange und beharrlich Pläne geschmiedet. Doch dann überredete sie Filip doch, mich zu behalten. »Es wird uns helfen«, sagte er tröstlich.

Nach der Geburt schlug Mutter die Augen in einer Welt auf, in der es für sie keinen Platz mehr gab. »Ab jetzt wirst du mich nicht mehr so lieb haben, stimmt's«, sagte sie zu Filip, sobald das Gewirr verstummt war und wir nur zu dritt im Raum blieben.

»Wir brauchen einen Anker«, nicke ich, entschlossen, mich auf den Inhalt der Mitteilung zu konzentrieren. In meinem Kopf tauchen all die Menschen auf, die Mutter in ihrem Leben nie hatte und die normalerweise Zeugen unseres Lebens sind. Und wir ihres. Ich meine den Metzger, die Verkäuferin im Laden nebenan, den Busfahrer, der einen regelmäßigen kutschiert, all die, die in England Mutters kümmerlichen Wortschatz miss-trauisch beäugten.

»Man würde erwarten, dass man das alles, wenn man hier schon so lange lebt, irgendwie zusammenkriegt.«

Zuzana umkreist den Umfang ihrer Trauer, bevor sie mit den Gedanken zu mir zurückkehrt.

Noch einige Zeit nach unserem Gespräch blieb das Feuer an seinem Ort. Als würden die Überreste einer zweihundert Jahre alten Katastrophe erst richtig auflodern, nachdem sie Zuzanas Nähe gespürt hatten. Der kranke Körper bekam in der Nähe der Flammen die einzigartige Möglichkeit, die Grenze zum nahenden Ende zu überschreiten. Niemand wusste genau, wie viel Zeit Mutter noch blieb, sicher war nur ihre fehlende Bereitschaft, sich das Grauen einzugestehen. An die wacklige Welt fabelhafter Fiktion glaubte meine Mutter unbeirrbar, stur. Obwohl sie im Sterben lag. Keine Erkenntnis konnte sie erschüttern, der Tod hatte in Zuzanas Zeitwahrnehmung schlicht und einfach keine Stützkonstruktion. Während das Gerüst dem Parlamentsgebäude ein neues Leben sicherte, ging das von Zuzana trotz aller Leugnung zu Ende. Das Herz der parlamentarischen Monarchie hat sich nach der Katastrophe wieder erholt. Sie nicht.

Vor der aufklärerischen Erfindung der Straßenadresse benutzten die Menschen verschiedenste Eselsbrücken, verließen sich auf die Beziehung zwischen Erinnerung und Ort. Als Adressbuch dienten ihnen Geräusche, üble oder duftende Gerüche. *Der Körper erinnert sich*, denke ich und trage die Kisten mit meinen restlichen Sachen zum Auto.

Seit einer Woche wird Alyona vermisst. Als du verschwunden bist, Alyona, musste auch ich mich auf die Flucht begeben. Wäre ich weiter bei Missing Persons geblieben, der Organisation, wo ich in der Zeit, als wir uns kennenlernten, an dem Fall des verschwundenen James McGregor arbeitete, hätte ich

die gefährliche Prophezeiung laut ausgesprochen. Es ist auch möglich, dass du nicht gefunden wirst.

Bei Missing Persons fing ich an, als die Suche nach verschwundenen Menschen immer größere Ausmaße annahm; neben unserer Filiale wurden gleich einige weitere in Europa eröffnet. Unsere war die erste.

Damals waren aus dem Finanzzentrum London mehrere hochrangige Menschen verschwunden, die Entfernung sowie die unterschiedlichen Zeitzonen haben den Amerikanern die Suche nach ihnen nicht gerade einfach gemacht. In dem sonst ruhigen Westminster hat es in dieser Zeit ordentlich gebrodelt; die Briten wollten ihre Unabhängigkeit, wollten sich nicht mehr auf andere verlassen müssen. Der letzte Tropfen für den sonst besonnenen Inselcharakter war die Verschleppung des Urenkels von Königin Elisabeth. Das Mitglied der Königsfamilie wäre nämlich fast nicht gefunden worden. Schuld daran war, neben ein paar anderen Dingen, auch der Kampf mit den Zeitzonen. Da war klar: Eine Londoner Filiale von Missing Persons muss her. Als dann in den nächsten zwei Jahren die Amerikaner in England prominente Mitglieder verschiedener Terrororganisationen verhafteten, war die Entscheidung endgültig gefallen.

Solche brisanten Fälle kamen im weiteren Lauf der Filialenexistenz nicht mehr vor, es ging nur noch um normale Leben von Menschen, deren Verschwinden nicht mit astronomischen Summen oder politischen Rangeleien verbunden war. Neulich habe ich irgendwo gelesen, die meisten Menschen verschwinden in Frankreich, sie tauchen freiwillig unter. Menschen, die sich entscheiden, ihre eigene Geschichte in einer bestimmten Phase zu verlassen, sie nicht mehr fortzusetzen. Das wäre auch das einzige Szenario, mit dem ich mich hätte zufriedengeben

können – das Wissen, dass Alyonas Geschichte irgendwo anders weitergeht.

Der sechsjährige James McGregor verschwand am 11. Mai 2011. Der Körper seiner Mutter wurde in einem Motelzimmer in Rockford, Illinois, aufgefunden. Im Abschiedsbrief, der am Tatort lag, stand, James sei in Sicherheit. *Ich habe ihn für immer versteckt.* Die amerikanische Zentrale bat alle verfügbaren Kräfte um Unterstützung, auch die Filiale in London wurde einbezogen, denn die Mutter, Anna McGregor, hatte einigen Informationen zufolge angeblich vorgehabt, hierher zu ihrer Familie zu reisen. Wir sollten wachsam bleiben.

Nach der Pressekonferenz ging ich auf einen Drink in eine Bar in Soho. Bei Missing Persons leitete ich die Abteilung für Menschenhandel und wurde deswegen eingeladen, die Fragen zusammen mit der Metropolitan Police zu beantworten. Jedes Mal, wenn ein Kind verschwindet – und Kinder machen zwei Drittel aller spurlos Verschollenen aus –, kehrt in mein Leben wieder *dieses Gefühl* zurück. Einsamkeit, gepaart mit der Angst zu verschwinden. Auch jetzt, weit weg von London und Missing Persons, bekomme ich jedes Mal Schnappatmung, wenn ich von verlorenen Kindern lese, vom unterbrochenen Verlauf ihrer kleinen Geschichten.

Der unablässige Trubel im nächtlichen Soho hat diese Angst immer etwas gemildert. Umgeben von all den Menschen hier, war ich weit weg von der gewaltigen Einsamkeit meiner Kindheit. Hier überwog die Sicherheit durch die Anwesenheit eines anderen Körpers, die geteilte Nähe. Die Gesten, Blicke, ungezwungen entstandenen Gespräche verleiteten dazu. Der Blick zweier Augenpaare, die sich trafen und Bescheid wussten. Das Swift auf der Old Compton Street

haben Alyona und ich kurz vor Mitternacht verlassen, nach Hause kamen wir erst am Morgen.

»Ob Sie eine Optimistin oder eine Pessimistin werden, hängt größtenteils von dem Zeitmaß ab, in dem Sie denken.« Doktor O’Leary im Guy’s Hospital richtete seinen Blick weiterhin unablässig auf die Meter von Kabeln, die Mutters Körper mit den fürs Ableben notwendigen Chemikalien versorgten. Wir saßen nebeneinander, sie auf ihrem Krankenbett, ich auf dem Stuhl daneben. Die Transplantation war misslungen.

»Aber ich kann doch nicht sterben«, schrie sie auf und schaute in meine Richtung.

Dem Arzt musste man nichts übersetzen, das Entsetzen spricht eine universelle Sprache. Zuzana zeigte in diesen wenigen Minuten verschiedene Arten von Verzweiflung, als hätte sich ihre Wahrnehmung geschärft. Noch am selben Abend, als sie begann, sich die Leukämie einzugestehen, erzählte sie mir von dem Grenzübertritt.

»Manchmal, wenn ich mich sprechen höre, höre ich mich selbst vor einigen, vor Dutzenden Jahren.« Vor ihrem Tod beschloss Zuzana, zum Moment ihrer Emigration zurückzukehren, verließ das Nachwende-Europa. »Ich erinnere mich, als die Grenzen offen waren, dass ich da auf einmal Schattierungen gesehen habe.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich ungläubig; gaukelte einen Schreck vor. Obwohl ich sehr genau wusste, was sie meinte. Trotzdem hatte ich das Bedürfnis, in Zuzanas noch verfügbarer Zeit nach etwas zu suchen, was über uns beide hinausgeht. Ich wünschte mir eine Versicherung dessen, dass sie mich all die Jahre gesehen hatte. Auch wenn sie so beharrlich geschwiegen hatte.

»In der Tschechoslowakei war die Welt so schrecklich